

geschützten Rechtsgüter. Das gilt vor allem für den Schutz der Privatsphäre und hat besonders sichtbaren Ausdruck in zwei Schritten gefunden, die formell Konkretisierungen von Art. 2 Abs. 1 GG, materiell betrachtet aber neue Grundrechtsgarantien für Gegenstände sind, die bei Entstehung des Grundgesetzes noch unbekannt waren: das Recht auf informationelle Selbstbestimmung und das Recht auf die Vertraulichkeit der elektronischen Kommunikationssysteme.²² All das kann hier nicht zur Sprache kommen.

VI. Methode der Grundrechtsinterpretation

Der Unterschied zu früheren deutschen Verfassungsordnungen ist also unübersehbar. Die Grundrechte sind heute in der Rechtsordnung und im politischen und gesellschaftlichen Leben omnipräsent. Das wäre ohne das Bundesverfassungsgericht nicht möglich gewesen. Es wäre aber auch nicht möglich gewesen, wenn das Verfassungsgericht das Methodenarsenal früherer Zeiten weiter verwendet hätte. Indessen sind auch hier die Unterschiede beträchtlich. Der rechtswissenschaftliche Positivismus, der die Staatsrechtslehre und die juristische Praxis des Kaiserreichs beherrscht hatte und sich in der Weimarer Republik, wenn auch nicht mehr unangefochten, fortsetzte, fand nach der Erfahrung mit der nationalsozialistischen Herrschaft keine Resonanz mehr. Zwar wird der Maßstab für verfassungsrechtliche Entscheidungen nach wie vor im Text der Verfassung gesucht. Doch hat das Bundesverfassungsgericht von Anfang an klargestellt, dass die einschlägigen Vorschriften nicht isoliert betrachtet werden dürfen, sondern aus dem Gesamthalt der Verfassung zu deuten sind. Fern von einer engen Wortlautinterpretation werden die Verfassungsnormen als Ausdruck von Werten betrachtet. Aufgabe der Verfassungsinterpretation ist es dann, den im Text positivierten Werten sowie der Funktion, die sie in der Gesellschaft erfüllen sollen, zu größtmöglicher Wirksamkeit in dem Segment der sozialen Wirklichkeit zu verhelfen, auf das sie sich regelnd beziehen.

Dieses Postulat lässt sich freilich nicht ohne Wirklichkeitskenntnis erfüllen. Neben dem Wertbezug ist deswegen der Realitätsbezug ein Charakteristikum der verfassungsgerichtlichen Methode. Er zwingt die Rechtsprechung zu Realanalysen und macht sie gleichzeitig offen für die Erkenntnisse der Nachbarwissenschaften. Da die soziale Wirklichkeit, auf die sich die Verfassungsnormen beziehen, in ständigem Wandel begriffen ist, kann nur eine Interpretation, die diesen Wandel zu verarbeiten vermag, der Verfassung ihre Gegenwartsrelevanz erhalten. Das Bundesverfassungsgericht untersucht daher regelmässig, ob im Regelungsbereich einer Norm ein Wirklichkeitswandel eingetreten ist, der die Wirkung der Norm herabzusetzen oder ihre Funktion zu gefährden drohte, wenn sie nicht interpretatorisch auf die neue Situation eingestellt würde. Das verlangt auch eine Abschätzung der Folgen verschiedener Interpretationsvarianten für die Erreichung des Normzwecks. Eine normgeleitete

Folgenberücksichtigung ist daher in der Verfassungsrechtsprechung gang und gäbe. Die Verfassung wurde durch diese Rechtsprechung auf der Höhe der Zeit gehalten und zugleich täglich von Neuem als maßgeblich erlebbar. Sie stärkte so wiederum die Autorität des Bundesverfassungsgericht beim Publikum. Die hohe Folgebereitschaft der Politik findet darin eine Erklärung.

(Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Dieter Grimm, Wissenschaftskolleg zu Berlin, Wallotstr. 19, 14193 Berlin; E-Mail: dieter.grimm@wiko-berlin.de)

Sheldon Pollock Zukunftsphilologie?¹

Zwei Zitate möchte ich gern meinen kurzen Ausführungen zu den vergangenen Geschicken der Philologie voranstellen. Das erste geht zurück auf Edmund Husserl (über den ich das Wenige, was ich weiß, bei Hans-Georg Gadamer gelernt habe): »Nicht immer nur die großen Scheine, meine Herren, Kleingeld, Kleingeld!«² Ich werde versuchen, meinen Essay so klar und präzise wie möglich zu halten, da der Untersuchungsgegenstand dies gebietet. Das zweite Zitat stammt von Bertolt Brecht: »Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral.«³ Die Kernfrage der heutigen Philologie lautet meiner Ansicht nach, ob diese überhaupt eine Aussicht auf Überleben hat; diesem Überleben der Philologie und der Art und Weise, wie es erreicht werden könnte, gilt mein Interesse.

Im Jahre 1872 kam das heute kaum noch beachtete Pamphlet eines jungen – und zumindest aus Sicht eines amerikanischen Nicht-Altphilologen – heute wenig gelesenen Philologen zur Veröffentlichung. Der Name dieses Philologen lautete Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, das Pamphlet unter dem Titel »Zukunftsphilologie!« war ein Angriff auf Friedrich Nietzsches gerade veröffentlichte »Geburt der Tragödie«. Die Philologie in Europa befand sich zu diesem Zeitpunkt auf ihrem Höhepunkt, sie galt als eine der strengsten Wissenschaften überhaupt, war Herzstück der Bildung, die schärfste Vertreterin, wenn nicht gar die Urheberin des »kritischen« Denkens sowie Denkmodell für andere Wissenschaften wie etwa die Evolutionsbiologie.⁴ Die Auseinandersetzung der beiden Autoren drehte sich dabei nicht etwa um

1 Dieser Beitrag erscheint gleichzeitig in: *Critical Inquiry* 35, 2009, unter dem Titel »Future Philology? The Fate of a Soft Science in a Hard World«.

2 Hans-Georg Gadamer, *Neuere Philosophie* 1. Hegel – Husserl – Heidegger, Tübingen 1978, S. 107.

3 Bertolt Brecht, *Denn wovon lebt der Mensch?*, Die Dreigroschenoper, ders., *Werke*, Bd. 2, hg. von Werner Hecht, Frankfurt am Main 1988, S. 284.

4 Vgl. Robert J. O'Hara, *Trees of History in Systematics and Philology*, in: *Memorie della Società Italiana di Scienze Naturali e del Museo Civico di Storia Naturale di Milano* 27, 1, 1996, S. 81–88. O'Hara zeigt, wie die Biologie ihre taxonomischen Modelle von den aus der Philologie stammenden Baumdiagrammen der Sprachentwicklung und von der Stemmatisierung von Manuskripten abgeleitet hat.

22 BVerfGE 65, 1 (1983); 120, 274 (2008).

den Stellenwert der klassischen Literatur im deutschen Lehrplan, denn hierüber bestand absoluter Konsens; in diesem und vielen anderen Punkten waren sich beide weitaus einig als sich aufgrund der Vehemenz ihres Streites vermuten ließe. Vielmehr ging es um die Methodik und die Bedeutung der Altphilologie. Aus der Sicht von Wilamowitz kann jedwede wahre Erkenntnis über ein soziales oder kulturelles Phänomen nur durch die Untersuchung jedes einzelnen Aspekts des jeweiligen historischen Kontexts gewonnen werden; aktuelle Perspektiven sind gezielt auszusparen.⁵ Für Nietzsche dagegen hatte die Herangehensweise der eben professionalisierten (und erst kurz zuvor mit einem Namen versehenen) philologischen Disziplin dem Altertum komplett den Garaus gemacht und zu einer Pervertierung der eigentlichen Zielsetzung der Untersuchungen geführt.

Von einem weiteren Blickwinkel aus betrachtet handelte es sich hierbei um einen Kampf zwischen Historisten und Humanisten, Wissenschaft und Bildung, welcher als solcher nicht allein in der europäischen Moderne zu finden ist (ein von Panditen oft rezitierter Vers lautet: »Wenn die Stunde des Todes naht, wird kein grammatisches Paradigma dich retten«⁶). Und dieses Mal sollten die Historisten, sollte jener »kalte Dämon der Erkenntnis«⁷ den Sieg davontragen. Nietzsche gab seine Professur auf; seine Ansichten, so argumentierte Wilamowitz, machten diesem Rücktritt in letzter Konsequenz notwendig. Dies war jedoch ein vorläufiger Sieg, kündete er doch bereits vom Absturz, welchen die Philologie im Laufe des folgenden Jahrhunderts in Bezug auf ihr kulturelles Kapital erleiden sollte: Es ist dieser Absturz der Philologie, dem ich in diesem Essay auf den Grund gehen möchte, bevor ich mich der Frage nach ihrer möglichen Wiederaufrichtung zuwende – einer recht idealistischen Unternehmung angesichts eines Zeitpunktes, der Weltuntergangsstimmung aufkommen zu lassen scheint.

Zunächst aber muss die Frage geklärt werden, was genau ich unter dem Begriff »Philologie« verstehe. Es ist bezeichnend für den Niedergang der Philologie, dass die meisten Menschen lediglich über eine sehr vage Vorstellung von der Bedeutung dieses Wortes verfügen. Mir selbst sind Verwechslungen mit der Phrenologie begegnet, und selbst diejenigen, die über einen höheren Kenntnisstand verfügen, assoziieren Philologie noch mit dem Misskredit jener Pseudowissenschaft des 19. Jahrhunderts. Eingeräumt werden muss hierbei, dass in gewisser Weise jede Definition einer wissenschaftlichen Disziplin ein Provisorium darstellen sollte, da sich mit zunehmendem Wissensstand auch die Disziplin verändern muss und es keinen ersichtlichen Grund gibt, warum die Definition einer Disziplin eindeutig zu sein hat als

die chaotische Welt, welche sie zu verstehen sucht. Trotzdem ist festzustellen, dass die Philologen ihrem eigenen Anliegen nicht eben einen großen Dienst erwiesen haben. Eine oft zitierte Definition einer einflussreichen Persönlichkeit jener Gründungszeit des 19. Jahrhunderts lässt die Philologie in einem überhöhten Licht erscheinen – als »das Erkennen des Erkannten«⁸ – selbst wenn hier noch eine Anlehnung an die im vorherigen Jahrhundert von Vico angebotene Definition der Philologie als Bewusstsein für die Sprachen und Sitten eines Volkes zu erkennen ist.⁹ Möglicherweise als Reaktion auf diese Behauptungen veröffentlichte Roman Jakobson, eine bedeutende Persönlichkeit des späteren 20. Jahrhunderts und »russischer Philologe«, wie er sich selbst bezeichnete¹⁰, eine übertrieben bescheidene Definition: Philologie sei »die Kunst langsam zu lesen.«¹¹ Heute wird Philologie von den meisten (so auch von einigen, die ich gleich noch zitieren werde) entweder als *close reading* (Literaturwissenschaftler) oder historisch-grammatikalische sowie textuelle Untersuchung (Philologen) verstanden.

Die kurze und knappe Definition, die ich stattdessen als Arbeitsgrundlage anbieten möchte, besteht aus einer Art programmatischem Ansatz sowie einer Herausforderung: Philologie ist – oder sollte sein – eine Disziplin, die sich mit dem Gewinn von Textverständnis befasst. Sie ist weder Sprachtheorie (wie die Linguistik) noch Wahrheitstheorie (wie die Philosophie), sondern die Theorie von Texten und die Geschichte von Textbedeutung. Wenn Philosophie als sich selbst kritisch reflektierend verstanden wird, wie Kant es ausdrückte, so kann Philologie als die kritische Selbstreflexion von Sprache angesehen werden. Oder, in einer Wendung Vicos: Wenn Mathematik die Sprache des Buches der Natur ist, wie Galileo behauptete, dann ist Philologie die Sprache des Buches der Geisteswissenschaften.¹² Entgegen der erstaunlichen, aber dennoch in nahezu allen Schriften zur Philologie vorherrschenden Grundannahme, Philologie sei eine Disziplin, die sich mit der europäischen Antike beschäftige, ist sie eine globale Wissenspraxis, so global wie textgewordene Sprache selbst, auch wenn eine solche globale Darstellung ihrer Geschichte nie geschrieben worden ist. Es lässt sich also sagen, dass die Philologie in der Theorie wie in der Praxis und über Zeit und Raum hinweg eine ähnlich zentrale Stellung unter den Disziplinen erworben hat wie die Philosophie oder die Mathematik.

5 Vgl. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf, *Zukunftsphilologie! Eine Erwiderung auf Friedrich Nietzsches »Geburt der Tragödie«*, Berlin 1872; dazu James Porter, *Nietzsche and the Philology of the Future*, Stanford 2000, S. 59.

6 Der Vers geht zurück auf die spätmittelalterliche Hymne Bhajagovinda: samprāpte sannihite kāle na hi na hi rakṣati dūṅkrīkarane.

7 Friedrich Nietzsche, *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben*, in: *Unzeitgemäße Betrachtungen*. Kritische Gesamtausgabe, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Bd. 3/1, Berlin u.a. 1972, S. 282.

8 Vgl. August Boeckh, *Das Erkennen des Erkannten*, zitiert in Michael Holquist, *Forgetting Our Name, Remembering Our Mother*, in: *Journal of the Modern Language Association of America* 115, Dezember 2000, S. 1977. Siehe auch Axel Horstmann, *Antike Theoria und moderne Wissenschaft*. August Boeckhs Konzeption der Philologie, Frankfurt am Main 1992.

9 Vgl. Giambattista Vico, *Die neue Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker*, Berlin u.a. 2000. Hiernach als NW angegeben. Siehe auch NW, S. 49: »Philologie [...] das heißt die Lehre von den Dingen, die vom menschlichen Willen abhängen, wie die Geschichte der Sprachen, der Sitten und der Ereignisse, sowohl im Krieg wie im Frieden der Völker.«

10 Holquist, *Forgetting Our Name, Remembering Our Mother* (Anm. 8), S. 1977.

11 Zitiert in Jan Ziolkowski, *What Is Philology?* Introduction, in: *On Philology*, hg. von Jan Ziolkowski, University Park, Penn. u.a. 1990, S. 6.

12 Vgl. Donald Kelley, *Vico's Road. From Philology to Jurisprudence and Back*, in: *Giambattista Vico's Science of Humanity*, hg. von Giorgio Tagliacozzo und Donald Verene, Baltimore 1976, S. 19.

Zumindest theoretisch ist dies der Fall. Tatsächlich aber gibt es an heutigen Universitäten kaum ein Fach, dem mit so viel Unverständnis, Verachtung und Bedrohung begegnet wird wie der Philologie. Vielen ist der Begriff »Philologe« wenig mehr als eine Beleidigung. Andere sind gar der Meinung, die Philologie habe aufgehört zu existieren. Sie sei nunmehr ein verlassenes Forschungsfeld, eine vorwissenschaftliche Praxis.¹³ Bis zu einem gewissen Maß haben wir Philologen diese Krise selbst heraufbeschworen und haben den Kenntnismangel unser eigenen Unfähigkeit zuzuschreiben, unser Fach stark zu machen. Tiefgehende Veränderungen in den Geisteswissenschaften haben freilich ebenso ihren Teil dazu beigetragen: die Hypertrophie der Theorie im Laufe der vergangenen zwei Jahrzehnte, welche oftmals in eine Marginalisierung des Analysegegenstands mündete; die Abwertung des streng Textuellen zugunsten des Mündlichen und Visuellen; die weltweit wachsende Gleichgültigkeit, mehr noch: Inkompetenz in Bezug auf Fremdsprachen, insbesondere hinsichtlich historischer Sprachen, sowie die seichte Gegenwartsfixierung und Geschichtslosigkeit von Wissenschaftlern. Weitere Komplikationen ergeben sich durch neue und meist unberücksichtigte Ungleichheiten im Spektrum der philologischen Untersuchungsfelder: Südostasien- und Nahostforschung stehen in den USA institutionell weitaus schwächer da als fernöstliche Untersuchungsgebiete, ganz zu schweigen von der Altphilologie. Zudem divergiert der Stellenwert der Philologie auf internationaler Ebene zum Teil erheblich. In Indien befindet sie sich bedrohlich nahe an der Schwelle zum endgültigen Aussterben, und die Frage, ob künftige Generationen überhaupt noch in der Lage sein werden überlieferte Texte zu lesen, muss mittlerweile ernsthaft gestellt werden. Schließlich gibt es finanzielle Engpässe, welche den Erhalt der Philologie zu einer heiklen Angelegenheit machen. Die ernst zu nehmenden konzeptuellen Problemfelder müssen jedoch konfrontativ angegangen werden, wenn die Philologie überhaupt den Aufwand wert sein soll, welcher betrieben werden müsste, um sie zu erhalten.

Der Begriff der Zukunftsphilologie verweist also nicht nur auf meine kurzen Überlegungen darüber, wie die Perspektive einer »soft science« wie der Philologie in einer Welt aussehen könnte, die zunehmend durch Profitkalkulation und die Ungeduld mit Sprachen und Texten verhärtet wird. Es gilt auch, die Frage aufzuwerfen, ob die Philologie überhaupt eine Zukunft hat.

Ich werde versuchen, in diesem Essay vier Dinge zu tun: Als erstes möchte ich die Geschichte der Philologie betrachten, was uns nicht nur dabei helfen soll, ihre globale Präsenz wertzuschätzen, sondern auch ihre unglückliche Situation in der Gegenwart zu verstehen.¹⁴

13 Vgl. Michael Durton, *The Trick of Words. Asian Studies, Translation and the Problems of Knowledge*, in: *The Politics of Method in the Human Sciences. Positivism and its Epistemological Others*, hg. von George Steinmetz, Durham 2005, S. 100 und John Guillory, *Literary Study and the Modern System of the Disciplines*, in: *Disciplinary at the Fin de Siècle*, hg. von Amanda Anderson and Joseph Valente, Princeton 2002, S. 28, 30.

14 Dies ist als bescheidener Anfang einer Art von disziplinärer Geschichte gedacht, die, wie James

Des Weiteren will ich versuchen, die pragmatischen Entscheidungen in den Blick zu nehmen, denen sich Universitäten in der aktuellen Krise gegenüber sehen. Ich möchte auf einige Theoriekomponenten hinweisen, die vor allem das Problem des historischen Wissens betreffen, das in der Philologie ungelöst bleibt, um eine Diskussion über eine redisziplinierte Praxis und die Einrichtung einer wahrhaft kritischen Philologie zu eröffnen. Zuletzt und in aller Kürze möchte ich darüber nachdenken, was es bedeuten könnte, die Philologie als Lebensweise zu betrachten – nicht, was es bedeutet, ein Berufsphilologe zu sein, sondern was es heißt, sein Leben philologisch zu leben.

1. Drei sehr kurze Geschichten der frühneuzeitlichen Philologie: Europa, Indien, China

Die Ursprünge der Philologie im Westen lassen sich aufgrund der mannigfaltigen Auffassungen der Disziplin in mehrere Richtungen zurückverfolgen: Zu den Schriftstellern und Grammatikern im Alexandria des 3. Jahrhunderts v. Chr., den Humanisten der Renaissance und dem Aufstieg der historischen Wissenschaften; zur Reformation und der Fragestellung, wie das Wort Gottes in einer Welt, in der mit einem Mal jeder sein eigener Übersetzer geworden war, zu verstehen sei und wie man so etwas wie eine verlässliche Methode in der Flut der Übersetzungen etablieren könne. Für Michel Foucault begann die Philologie der Moderne mit der Wandlung des Verständnisses vom Wesen der Sprache selbst am Ende des 18. Jahrhunderts. In dem Kapitel »Arbeit, Leben, Sprache« in der »Ordnung der Dinge« misst Foucault dem, was er die »Entdeckung« oder »Geburt« dieser Philologie nennt, beinahe magische Bedeutung zu. Zum ersten Mal in der Geschichte erlangten alle Sprachen ihre Gleichwertigkeit, besaßen lediglich unterschiedliche interne Strukturen. Sprache wurde fortan nicht mehr nur als schriftliches, sondern als phonetisches Ereignis betrachtet, was ein neues Interesse an Mündlichkeit entfesselte. Sprache war »nicht mehr mit der Kenntnis der Dinge verbunden, sondern mit der Freiheit der Menschen«. Wie auch immer wir diese oft sibyllinischen Sätze interpretieren – Foucaults Hauptanliegen ist klar: Am Ende des 18. Jahrhunderts wurde die Sprache im Westen zum ersten Mal historisch. Die vielleicht faszinierendste These Foucaults lautet: Die Philologie, die in dieser Zeit entstanden ist, fällt zusammen mit der Erfindung zweier anderer Kerndisziplinen, der Ökonomie und der Biologie, und »dabei haben sich ihre Konsequenzen [die der Philologie] vielleicht in unserer Kultur noch viel weiter verbreitet, wenigstens in den unterirdischen Schichten, die sie durchlaufen und stützen.«¹⁵

Die Gültigkeit dieser Behauptung wird durch die Geschichte der höheren Bildung zweifelsohne bestätigt. Bereiche der Philologie und ihre zahlreichen orientalistischen und komparatistischen Ausläufer wuchsen rasch, so dass die Disziplin am

Chandler insistiert, langfristig und global sein muss. Siehe James Chandler, *Critical Disciplinaryity*, in: *Critical Inquiry* 30, Winter 2004, S. 355-360.

15 Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, Frankfurt am Main 1980, S. 344, 354.

Ende des 19. Jahrhunderts das erlangt hatte, was William Clark »akademische Hegemonie«¹⁶ nennt.

Der Niedergang der Philologie wurde jedoch mit weit weniger Sorgfalt geplant, und verschiedene Faktoren haben zu verschiedenen Zeiten eine Rolle gespielt. Am Anfang des 20. Jahrhunderts war es der Aufstieg der Literaturwissenschaft angesichts des antihumanistischen Szientismus, im Dienste des Nationalismus oder der Verschulung der neuen, industriellen Arbeiterklasse; wenig später die gestaltende Funktion der Philologie in der europäischen Rassenkunde, welche zum weiteren Abbau ihrer wissenschaftlichen Ambitionen führte; nach dem zweiten Weltkrieg war es das Model der Area Studies, welches moderne Sprachen bevorzugte und diese rückhaltlos instrumentalisierte: Alle diese Faktoren leisteten ihren Beitrag zum Niedergang der Disziplin. Nachgeholfen wurde zusätzlich durch die Selbstverdummung der Philologen, die sich weigerten – mit erneuter Berufung auf Nietzsches Aussage – den Sachen auf den Grund zu gehen und »Philologie« selbst als Problem zu begreifen.¹⁷

In den Augen eines Philologiehistorikers, der diese als eine Disziplin betrachtet, die die Bedeutung von Texten bestimmt, bietet Foucaults These nur einen Teil der Wahrheit. Eine tiefere, historische Anerkennung der tatsächlichen Wendepunkte des Fachs mit ihren auffälligen Parallelen in asiatischen Kulturen würden nicht nur gefeierte Momente wie Lorenzo Vallas »Declamatio« über die Konstantinische Schenkung im Jahre 1440, sondern ebenfalls weniger bekannte, jedoch vermutlich folgenreichere Innovationen wie die Bibelphilologie Spinozas im »Tractatus Theologico-Politicus« (1670) einschließen.

Hier benötigt man zum Verständnis von Spinozas Argument zugunsten einer demokratischen Polis in den Kapiteln 16 bis 20 des »Tractatus« die Kenntnis der 15 vorhergehenden Kapitel, die gründlich dargelegte historische und kritische Analyse und die daraus resultierende Desakralisierung des biblischen Diskurses. Für Spinoza ist die Methode zur Deutung von Bibelstellen dieselbe wie die Methode zur Deutung der Natur. Um die Texte der Bibel zu verstehen, bedarf es keines Appells an eine höhere Autorität; das alleinige Kriterium der Übersetzung sind die Daten des Textes und die Schlussfolgerungen, die aus diesen gezogen werden. Ebenfalls besitzt die Bibel keinen besonderen Status gegenüber anderen Texten; sie ist gleichermaßen von Menschen geschaffen, in einem eigenen zeitlichen Verlauf und in verschiedenen Stilen und Sprachebenen.

Besondere Aufmerksamkeit muss daher dem Sprachgestus gelten, in dem die biblischen Bücher verfasst sind. Unter den Bibelkritikern des 17. Jahrhunderts war Spinoza der einzige, der für die historische Untersuchung und Erforschung der Sprache biblischer Autoren plädierte, der sich der Art, wie die Sprache verwendet wurde, den Umständen, unter denen die Bücher geschrieben wurden, sowie den

16 William Clark, *Academic Charisma and the Origins of the Research University*, Chicago 2006, S. 237.

17 Vgl. Nietzsche, *Unzeitgemäße Betrachtungen* (Anm. 7). Ebenso Maurice Olender, *Les Langues du Paradis*, Paris 1989.

Intentionen der Autoren zuwandte. Hier sehen wir uns jedoch, folgen wir Spinoza, mit einigen schwierigen, um nicht zu sagen unlösbaren Problemen konfrontiert. Aufgrund der großen zeitlichen und räumlichen Distanz haben wir keinen sicheren Zugriff auf die Bedeutungen der Wörter in der Bibel, ganz zu schweigen von ihrem primären Kontext, da im Falle einiger neutestamentarischer Bücher die originalen hebräischen und aramäischen Texte verschwunden sind und uns nur der Schatten ihrer unvollkommenen griechischen Übersetzungen bleibt. Die Konzentration auf das Hebräische hat Spinoza 1677 – in dem Jahr, in dem die »Ethik« erschien – dazu angeregt, mit der Erstellung einer Grammatik dieser Sprache zu beginnen, wobei er sie, vermutlich als erster, als einen »natürlichen«, nicht als einen transzendenten Code bewertet hat.¹⁸ Viele der Werkzeuge aus dem Arsenal der modernen Philologie sind im »Tractatus« im Dienste einer politisch emanzipierten Wissenschaft präsent.

Nach Meinung Foucaults – für den diese frühere Geschichte nicht von Interesse ist – ist die Erfindung der modernen Philologie als historisch-grammatisches Forschungsgebiet Franz Bopp zu verdanken, dessen »Conjugationssystem der Sanskritsprache« (1816) die morphologische Beziehung zwischen Sanskrit, Persisch, Griechisch und anderen Vertretern dessen, was später die indoeuropäische Sprachfamilie genannt werden sollte, aufzeigte. Wie weithin bekannt ist, baute Bopp auf den Erkenntnissen von William Jones auf, einem Richter und Orientexperten, und es wäre heute banal zu bemerken (obwohl Foucault dies entgangen ist), dass hierdurch ein weiteres Kernelement der europäischen Moderne dem Wissen der britischen Kolonialzeit zu verdanken ist. Wie die Forschung aber in jüngster Zeit erwiesen hat, könnte die fruchtbare Saat der modernen, komparativen Philologie in Wirklichkeit in der nicht-westlichen Frühmoderne zu finden sein. Die linguistische Abstammungslehre war bereits, was Jones ziemlich genau wusste, in Teilen von Siraj al-Din Ali Khan Arzu (gestorben 1756 in Delhi) ausgearbeitet worden. Arzu war der erste – und wusste dies auch –, der die Entsprechungen (*tavafuq*) zwischen Persisch und Sanskrit entdeckte. »Bis heute hat niemand bis auf den indischen Gelehrten Arzu den *tavafuq* zwischen Sanskrit und Persisch entdeckt« schrieb Jones, »obwohl doch zahlreiche Lexikographen und andere Forscher beider Sprachen darauf hätten stoßen müssen.«¹⁹ Die Historizität von Sprache oder eine adäquate komparative Methode mögen in Arzus Arbeit noch nicht explizit entwickelt sein, gleichwohl werden sie implizit verhandelt.

18 Siehe Richard H. Popkin, *Spinoza and Bible Scholarship*, in: *The Books of Nature and Scripture. Recent Essays on Natural Philosophy, Theology, and Biblical Criticism in the Netherlands of Spinoza's Time and the British Isles of Newton's Time*, hg. von James E. Force und Richard H. Popkin, Dordrecht 1994, vor allem S. 11.

19 Zitiert nach Muzaffar Alam, *The Culture and Politics of Persian in Precolonial Hindustan*, in: *Literary Cultures in History. Reconstructions from South Asia*, hg. von Sheldon Pollock, Berkeley 2003, S. 175. Siehe Mohamad Tavakoli, *Refashioning Iran. Orientalism, Occidentalism, and Historiography*, Basingstoke u.a. 2001, S. 65. Es gab in Europa bereits im 16. Jahrhundert linguistische Abstammungstheorien, auch wenn ich mir nicht im Klaren darüber bin, bis zu welchem Grad diese in Bopps Arbeit eingeflossen sind.

Arzu war keine Anomalie in der späten indischen Vormoderne (oder frühen indischen Moderne). Tatsächlich war die persische Philologie dieser Periode durch erstaunliche Dynamik und Erfindungsreichtum gekennzeichnet. Es ist ebenfalls kein Zufall, dass die dramatischen Innovationen der philologischen Praxis in Persien nicht im Persien der Kadscharen, sondern in Hindustan stattgefunden haben, wo die Philologie – eher als Mathematik und Theologie – immer die Königin der Disziplinen gewesen ist und wo als Resultat grammatische, hermeneutische und rhetorische Analysen vorgelegt wurden, die die anspruchsvollsten der antiken Welt waren. Die persischsprachigen Errungenschaften des 17. und 18. Jahrhunderts wurden höchstwahrscheinlich von jenen angestoßen, die in anderen Formen indischer Philologie geschult waren oder durch das Gespräch mit Gelehrten, die sich in diesem weitläufigeren Gebiet bewegten. Ein Beispiel ist die erste, mehr oder weniger systematische Darstellung von Brajbhasha (oder klassischem Hindi) von Mirza Khan Ibn Fakhru-d-Din Muhammad, Teil seines breitgefächerten und faszinierenden philologischen Kompendiums ›Tulfatu-ul Hind‹ (etwa 1675). Tatsächlich war die Philologie in dieser frühmodernen Phase ein sehr weit gefasstes Gebiet.

Es ist höchst verwunderlich und beschämend, dass wir Indologen kein flächendeckendes Bild von diesen großartigen Errungenschaften der indischen Philologen während der drei oder vier Jahrhunderte vor der Konsolidierung der britischen Kolonialisierung liefern können. Tatsächlich ist über die frühmoderne Periode der Geschichte der indischen Philologie weniger bekannt als über die mittelalterliche oder die antike, und genau so verhält es sich mit den Umständen, die zu der Ausweglosigkeit ihrer gegenwärtigen Situation geführt haben.

Man kann jedoch auf einige Institutionen, Praktiken und Personen hinweisen, die sich bei näherer Betrachtung höchstwahrscheinlich als repräsentativ für das gesamte Problem herausstellen dürften. Im Bereich der Institutionsgeschichte können wir uns das Beispiel des Brajbhasha Pathasala (College für klassisches Hindi) in Bhuj, Gujarat, ansehen, das von Lakhpati Sinha (1741-1761) gegründet wurde. Über 50 Studierende aus den Provinzen Kutch, Saurashtra, Rajasthan, Madhya Pradesh und sogar Punjab oder Maharashtra wurden jedes Jahr zugelassen, von denen etwa ein Dutzend die fünfjährige Ausbildung abschloss. Die Studenten befassten sich mit einer Brajbhasha-Grammatik (der Text ist unbekannt, gilt aber als die erste Grammatik eines nordindischen Dialekts), mit den Arbeiten des großen Poeten des 16. Jahrhunderts, Keshavdas (einschließlich seiner Abhandlung über die komplexe Metrik des Sanskrit, die seitdem beinahe vollständig in Vergessenheit geraten ist), Rhetorik sowie mit anderen Formen des Wissens, von der Erstellung von Manuskripten bis hin zur Reitkunst. Diese bemerkenswerte Schule wurde etwa um die Zeit der indischen Unabhängigkeit (1947) aufgrund fehlender finanzieller Mittel geschlossen und ihre Bibliothek, die 1.100 Handschriften umfasste, wurde aufgelöst. Ein Schicksal, das einer hohen Anzahl von großen Bibliotheken in dieser Zeit zuteil wurde.

Was auch immer der tiefere Grund dieses Zusammenbruchs sein mag, der Rückgang der Studien des klassischen Hindi in Indien nach der Unabhängigkeit ist erstaunlich. Das Niveau der textuell-kritischen Virtuosität, die man noch bis in die

1950er Jahre bei Gelehrten wie Visvanathprasad Mishra finden konnte, ist dem zweitklassiger Schriften von *sarkari hindiwallahs* gewichen – wenn überhaupt wissenschaftliche Tätigkeit stattfindet; es ist symptomatisch, dass momentan an keiner der staatlich geförderten Universitäten in Indiens Hauptstadt Neu-Delhi klassisches Hindi gelehrt wird. Es ist keine Übertreibung, dass ein großer Teil des literarischen Erbes der Brajbhasha-Schriften, ein beeindruckendes Zeugnis des frühmodernen Nordindien, heute aufgrund eines Mangels an fähigen Editoren und Lesern in Indiens Handschriftensammlungen verrottet.

Eine ähnliche Rückentwicklung können wir im südlichen Indien verzeichnen, wie der Fall der Kannada-Sprache demonstriert. In der Mitte des 17. Jahrhunderts hat ein bemerkenswerter Philologe namens Bhatta Akalanka Deva (in einem außerordentlich eleganten Sanskrit) eine vollständige Grammatik des klassischen Kannada geschrieben, ein beachtlicher Akt von imaginativer Philologie, wenn man bedenkt, dass der erforschte Dialekt zu diesem Zeitpunkt seit etwa 400 Jahren nicht mehr gesprochen wurde. Obwohl man die Geschichte der Philologie von der Zeit Akalanka Devas bis ins späte 19. Jahrhundert nur schwer zurückverfolgen kann, zeichnet sich die Art des Gelehrten, die mit den großen philologischen Projekten der Periode – wie der Serie ›Epigraphia Carnatika‹, die 1875 begonnen wurde – in den Blick rückt, durch handwerkliche Meisterschaft aus. Diese Annahme wird bestärkt durch eine aktuelle Studie über die Kompetenzen in Paläographie und historischer Semantik, über welche Niyogi-Brahmanen von Andhra verfügten, die am Anfang des 19. Jahrhunderts Materialien für Colonel Colin Mackenzie, den ersten Surveyor-General von Indien, sammelten. In dieser Studie gibt es mehr Rückschlüsse als Beweise, sicherlich nicht genug, um die Erkenntnisse, die diese Gelehrten zur Definition der Epigraphie als Methode historischer Untersuchungen beigetragen haben, mit Sicherheit zu bestätigen.²⁰ Es lässt sich kaum verleugnen, dass das strikt historiographische Interesse an Inschriften in seinen Ursprüngen kolonial war; es bleibt freilich unklar, wie viele dieser Fähigkeiten sich in der vorkolonialen Periode entwickelt haben. Nach dieser Feststellung gibt es keinen Anlass mehr, an den allgemeinen philologischen Talenten und Interessen dieser Gruppe von Niyogi-Brahmanen von Andhra zu zweifeln, ebenso wenig wie an denen ihrer Zeitgenossen in Karnataka. Obgleich die nächsten zwei Generationen der Kannada-Philologie mit Gelehrten von gleichermaßen großem Talent und Energie²¹ besetzt waren, sieht die Situation heutzutage eher düster aus. Die indische Regierung dürfte nun, laut Zeitungsbeiträ-

20 Siehe Phillip Wagoner, *Precolonial Intellectuals and the Production of Colonial Knowledge*, in: *Comparative Studies in Society and History* 45, Oktober 2003, S. 810. Paläographie zum Beispiel ist in Indien tatsächlich eine sehr alte Wissenschaft, und wir wissen, dass die Inschriftenkundler sich dem Text so weit kritisch annäherten, dass sie in der Lage waren, dynastische Linien neu zu konstruieren und Fälschungen zu revidieren; vgl. Sheldon Pollock, *The Language of the Gods in the World of Men. Sanskrit Culture and Power in Premodern India*, Berkeley 2006, S. 148-161.

21 Die Namen der Gelehrten, die mir vorschweben, dürften den meisten Lesern dieses Essays unbekannt sein, verdienen aber Erwähnung: R. Narasimhachar, D. L. Narasimhachar, B. M. Srikantia, M. V. Seetha Ramiah, M. Timmappaya, M. G. Pai.

gen, Kannada den lang erwarteten Status einer klassischen Sprache zuerkennen²², aber die politische Apotheose der Sprache wird ironischerweise von der ihrer irdischen Sterblichkeit überschattet. Es ist nahezu sicher, dass die Anzahl der Leute, die in der Lage sind, klassisches Kannada zu lesen, innerhalb von einer oder zwei Generationen bei Null angelangt sein wird.

So wie mit Brajhasha und Kannada verhält es sich mit jeder historischen Sprache im südlichen Bereich Asiens; systematisches philologisches Wissen stirbt mit hoher Geschwindigkeit aus. Die einzige Ausnahme mag Sanskrit sein, aber auch hier würde niemand leugnen, dass die Art der Wissenschaft, die bis zu zwei Jahrtausende lang Tradition war, nun beinahe verschwunden ist. Ich werde an dieser Stelle nicht versuchen, jeden der sehr komplizierten Entwicklungsschritte der Philologie des Sanskrit über die Frühmoderne und die Perioden der Moderne zu verzeichnen, aber ich will versuchen, in etwa die historische Verlaufskurve, von der lebhaften Innovation in der Periode der Frühmoderne bis hin zur Erschöpfung der Gegenwart, anzudeuten. Melputtur Narayana Bhattatiri (der um 1660 gestorben und dadurch beinahe exakt ein Zeitgenosse Spinozas ist), der bemerkenswerteste Intellektuelle des Kerala des 17. Jahrhunderts, hat einen tiefen und bleibenden Eindruck in einer ganzen Reihe von wissenschaftlichen Disziplinen hinterlassen, vor allem in der Grammatik, der Hermeneutik sowie der Poesie. Eine der bemerkenswertesten Arbeiten inmitten seines großen Werkes ist eine kleine, heute weitgehend unbekannte Abhandlung unter dem Titel »A Proof of the Validity of Nonstandard Sanskrit«, die er zusammen mit einem offenen Brief an die Gelehrten des Chola-Imperiums (heute Tamil Nadu) veröffentlicht hat, die seine intellektuellen Gegner waren. In diesem Text ist bei weitem mehr revolutionäres Denken enthalten als der Titel es vermuten lässt. In der Mitte des 17. Jahrhunderts hatte sich in verschiedenen Arbeitsbereichen des Sanskrit eine Art Neotraditionalismus ausgebildet, welcher eine absolute Autorität des Altertums im Angesicht der Herausforderungen durch die sogenannten neuen (*navya*) Gelehrten wieder geltend machen wollte (die Parallelen mit der »Querelle des anciens et des modernes« sind, bis auf die Resultate, erstaunlich).²³ Nirgendwo war dies deutlicher als in der Grammatik, in der Narayanas Zeitgenosse im Norden, Bhattotji Diksita, nachdrücklich die Ansichten der »drei Weisen« (Panini, Katyayana und Patanjali, letzte Jahrhunderte v. Chr.) als unwiderlegbar bestätigt. Narayana dürfte nicht angestrebt haben, diese Ansichten zu Fall zu bringen, sondern diese zu ergänzen: »Wir sind bereit, zu akzeptieren, dass die Schule von Panini einzigartige Leistungen vollbracht hat. Was wir nicht akzeptieren ist, dass Andere überhaupt keine

Autorität besitzen.«²⁴ Das Ergebnis seiner Argumentation ist jedoch bei weitem radikaler als eine bloße Ergänzung, weil sie dem Sanskrit implizit seine Historizität zurückgibt. Für einige der Gelehrten dieser Periode waren die alten Autoritäten so etwas wie Avatare der Göttlichkeit; ein Kern der Aussage Narayanas ist, dass Panini keine Figur der Mythologie ist, sondern tatsächlich in seiner Zeit gelebt hat. Vor ihm muss es auch andere grammatische Autoritäten gegeben haben. Panini mag die Grammatik verbessert haben, erfunden hat er sie jedoch nicht, und deshalb darf man auch jene, die nach ihm kommen (so wie Chandragomin im 5. Jahrhundert, Shakatayana im 9. oder sogar Bhoja im 11. und Vopadeva im 13. und 14. Jahrhundert) ebenfalls als autoritativ bezeichnen, zumindest, wenn Autorität auf Wissen basiert und nicht auf der Verankerung in der Tradition. All dies lässt sich nicht nur auf einer abstrakten Ebene vorführen; sondern ist durch empirische Analyse der Praktiken angesehener Poeten und Kommentatoren etabliert. Eine ähnliche Haltung zu konzeptueller Erneuerung lässt sich in Narayanas religiösem Denken beobachten; die Frömmigkeit in seiner literarischen Arbeit wurde zu Recht als Kritik an einem verknöcherten brahmanischen Ritualismus gesehen.²⁵ Poesie und Philologie – und erweiternd auch ihre sozialen und politischen Ordnungen – sind ebenso homolog wie ihre wissenschaftlichen Rekonstruktionen.

Die Geschichte der Philologie des Sanskrit in den drei Jahrhunderten nach Narayana ist kompliziert. Der Hinweis reicht aus, dass die Philologie wie die intellektuelle Produktion anderer Wissenssysteme des Sanskrit am Ende des 18. Jahrhunderts zu stagnieren scheint. Dies geschah eher aufgrund von entropischen Bedingungen, die für uns im Dunkeln liegen, als in Konsequenz der Einführung westlichen Wissens, obwohl die Art der Wissenschaft, die während der Kolonialzeit betrieben wurde, immer noch viele Gütesiegel der großen panditischen Tradition vorzuweisen hatte. Moderne Sanskrit-Forschung, die traditionell indische und westliche Philologiestile vermischt, florierte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, nimmt seitdem jedoch stark ab.

Ein solch grundlegender Zusammenbruch in einem komplexen kulturellen System, in einer Gegend mit der gewaltigen Größe des indischen Subkontinents kann nur durch das Zusammenspiel verschiedener Faktoren hervorgerufen worden sein. So wurde beispielsweise das klassische Kannada bereits im 13. Jahrhundert Ziel eines intellektuellen Angriffs von Seiten einer Antikastenbewegung, bekannt als die »Heroischen Shaivas« (*virashaivas*), die gegen seine breite Kultivierung vorgingen. In Gujarat wiederum dürften Veränderungen im Charakter der Schirmherrschaft der Rajput eine Rolle beim Akzeptanzschwund des klassischen Hindi gespielt haben, obwohl die Kritik von Seiten der kolonialisierten Literaten selbst weit zerstörerischer

22 K. N. Venkatasubba Rao, Kannada Likely to get Classical Tag, in: The Hindu, 4. Okt. 2006, www.thehindu.com/2006/10/04/stories/2006100419510100.htm. Dies ist nun geschehen; siehe Pollock, The Real Classical Languages Debate, The Hindu, 27. Nov. 2008, www.thehindu.com/2008/11/27/stories/2008112753100900.htm. Zur Politik der »klassischen Sprachen« siehe A. R. Venkatachalapathy, The »Classical« Language Issue, Economic and Political Weekly, 10. Jan. 2009, S. 13-15.

23 Sheldon Pollock, The Ends of Man and the End of Premodernity, Amsterdam 2005.

24 Vgl. Narayana Bhattapada, Proving the Authority of Non-Paninian Grammars [Apaniniya-pramanyasadhana], übers. und hg. von E. R. Sreekrishna Sarma, Sri Venkateswara, University Oriental Journal 8, 1965, S. 21.

25 Ebd., S. 24f., 21f., 28.

war.²⁶ Der Niedergang der persischen Philologie begann seinerseits mit dem Niedergang des Mogulreichs und dem Wettstreit mit der neuen Sprache Urdu. Nichtsdestoweniger konnten sich die meisten großen literarischen Traditionen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts einer außergewöhnlich tiefen Gelehrsamkeit rühmen. Tiefer und weitergreifend muss die Erklärung für die erschreckende Zersetzung in der Zeit seit der Unabhängigkeit ausfallen. Es ist unwahrscheinlich, dass es etwas so Einfaches gewesen sein soll wie die Voraussetzung eines M.A. für alle Professoren an den neuen Universitäten in der Mitte des 20. Jahrhunderts, was dafür gesorgt haben kann, dass große Gelehrte, die traditionellerweise Philologen geworden wären, von der akademischen Welt ausgeschlossen wurden und nicht mehr fähig waren, sich selbst akademisch zu reproduzieren. Ein weiteres Beispiel ist die weit verbreitete und oft fehlgeleitete Anti-Brahman-Bewegung, die in den 1920ern vom Süden aus auf ganz Indien übergriff. Absehbar ist die allgemeine sozio-ideologische Verschiebung, durch die die Philologie die »weichste« aller Wissenschaften im Staate Nehrus wurde, wo Staudämme als »Tempel des modernen Indien« verhandelt wurden. Dieser zivilisatorische Umbruch zeigt heute seine Spätfolgen in Gestalt des IT-Booms und des expandierenden Dienstleistungssektors. Was auch immer der endgültige Grund ist, der Zusammenbruch ist so weitreichend, dass es jeden Anlass zur Sorge gibt, ob es in der nahen Zukunft noch irgendjemanden in Indien geben wird, der einen Zugang zu den literarischen Kulturen hat, die einst einen der strahlendsten Beiträge zum Kulturerbe der Menschheit geleistet haben.²⁷

All dies steht in einem scharfen Kontrast zur Geschichte der Disziplin in China, die ich nur in aller Kürze behandeln kann. Dank der bemerkenswerten Arbeit von Benjamin Elman haben wir nun ein genaues Bild von der außergewöhnlichen Erneuerung der Philologie – *kaozheng xu*, um den Fachterminus zu gebrauchen –, die im 17. und 18. Jahrhundert stattgefunden hat. Diese Entwicklung war unmittelbar verbunden mit dem Zusammenbruch der Ming-Dynastie 1644 und markierte einen Versuch des moralischen Wiederaufbaus. Die Literaten begannen, wie Elman es ausdrückt, mit neuen Augen und neuer Strategie zu lesen und zu interpretieren, was sie vom Rationalismus der Ming-Dynastie zu einem skeptischeren und säkulareren klassischen Empirismus führte. Die neuen Philologen wandten rigoros Paläographie, Epigraphik, historische Phonologie und Lexikologie sowie Textkritik an – viele davon alte Techniken, die in der Qing-Dynastie bis zu einem nie dagewesenen Grad aufgewertet wurden – mit dem Ziel, den klassischen Kanon wieder zu beleben,

dem die Gelehrten mit systematischem Zweifel und in relativ säkularer Einstellung begegneten.²⁸

Im heutigen China haben die Philologie und historische Fächer im allgemeinen, vermutlich von dieser frühneuzeitlichen Wende geprägt, die westliche und nationalistisch-kommunistische Modernisierung überlebt und in der Tat floriert. Der Staat gibt weiterhin große Summen für Studenten, wissenschaftliche Projekte und Forscher aus. Die Qualität der philologischen Arbeit ist nicht allgemein überragend, aber da, wo sie gut ist, ist sie in der Tat *sehr gut*, so schrieb mir Steven Owen.²⁹ Der Kontrast zu Indien ist erstaunlich und ernüchternd; vermutlich hat die politische Langzeitautonomie im Falle Chinas eine Rolle gespielt. Wie groß diese Rolle ist, bleibt jedoch unklar. Möglicherweise hätte die traditionelle Philologie in Indien nicht aufgehört, sich selbst zu reproduzieren, wenn die Kolonialisierung nie stattgefunden hätte, aber die Beweise sprechen klar dafür, dass es die postkoloniale Unabhängigkeit und Modernisierung waren und nicht koloniale Abhängigkeit und der Traditionalismus, die sie zerstört haben.

Wie auch immer es sich verhält, der Druck, der die Philologie in Indien heute an den Rande des Abgrunds getrieben hat, scheint sich nur quantitativ, nicht jedoch qualitativ von dem zu unterscheiden, was wir im Augenblick in den Vereinigten Staaten antreffen, wo sich vergleichbare Herausforderungen auftun.

2. Philologie und Disziplinarität

Eine der Herausforderungen, mit denen sich die Philologie in den USA heute konfrontiert sieht, ist einfach zu beschreiben: Es ist die Ökonomie, der härteste Teil der neuen, harten Welt. Nach der Ansicht eines hohen Finanzbeamten ist die Philologie ein kostspieliger Alptraum, ein arbeitsintensives, vorindustrielles Handwerk, das zu den fordistischen Methoden und der Massenabfertigung der meisten Humanwissenschaften in starkem Kontrast steht. Wenige Universitäten sehen sich in der Lage, Ressourcen für eine derartige Praxis aufzubringen. Und wenn sie es doch tun, so geschieht dies oft entlang einer absteigenden Skala von impliziter zivilisatorischer Bedeutung. Die klassische Philologie ist im allgemeinen am besten vor Kosten-Nutzen-Rechnungen geschützt. Philologische Teilfelder der sogenannten Zweiten und Dritten Welt werden entsprechend ihrer Verortung auf der Evaluierungsskala finanziert, weswegen klassische chinesische Philologie üblicherweise besser gefördert wird als mittelalterliches Hindi. Ein neuer, aber deprimierend breiter Konsens betrachtet es heute als Verschwendung, wenn festangestelltes akademisches Personal Textseminare in der Originalsprache abhält.

28 Einige bemerkenswerte Kontraste zu Indien verdienen es, noch einmal separat behandelt zu werden: Indien erlitt im 17. Jahrhundert keine wirtschaftliche Krise; die Herrschaft des Mogulreichs wurde (im Gegensatz zur Qing-Dynastie) nicht als ein Bruch mit der Vergangenheit empfunden und verursachte deshalb keine Bewegung intellektueller Selbstfindung.

29 Stephen Owen, persönliche Korrespondenz mit dem Autor, März 2009.

26 Vgl. Christopher King, *Forging a New Linguistic Identity. The Hindi Movement in Banaras, 1868-1914*, in: *Culture and Power in Banaras. Community, Performance, and Environment, 1800-1980*, hg. von Sandra B. Freitag, Berkeley 1989, S. 192.

27 Die National Knowledge Commission of India erwähnt in ihrem »Note on Higher Education« vom 29. November 2006 die Geisteswissenschaften nur flüchtig und die Sprachwissenschaften überhaupt nicht. Die 40 Universitäten, die in den nächsten fünf Jahren geschaffen werden sollen, werden sämtlich Institute für Naturwissenschaften, Management, Technologie oder Informationstechnik sein; siehe Shailaja Neelakantan, *Indian Prime Minister Describes Plan to Create 40 New Universities*, *Chronicle of Higher Education*, 17. August 2007, chronicle.com/daily/2007/08/2007081705n.htm.

Eine zweite Herausforderung ist konzeptueller Natur und schwieriger zu beschreiben. Das Problem liegt wie schon seit einem Jahrhundert oder länger in der Natur der Disziplinarität der Philologie oder besser gesagt in ihrem Mangel an Disziplinarität. Die Philologie hat sich nie zu einer eigenständigen, konzeptuell kohärenten und institutionell vereinigten oder einheitlichen Wissenschaft entwickelt, sondern ist ein vager Komplex von Methoden geblieben. Dieses disziplinäre Defizit ist merkwürdiger als es auf den ersten Blick erscheinen mag, denn wie die Mathematik wird die Philologie felderübergreifend angewandt und bildet einen Wissensbestand mit eigener Berechtigung. Aufgrund ihrer verschiedenen Ausführungen in der Geschichte hat die Philologie natürlicherweise lokale Ausprägungen wie die Mathematik sie nicht hat, aber diese sind eine Art Ergänzung und verdrängen nicht eine allgemeine philologische Theorie. Bisher war die Philologie jedoch, anstatt sich zu einer Disziplin zu formieren, erst beschränkt auf die klassische Philologie, dann hat sie sich in die verschiedenen Bereiche der Orientstudien diversifiziert und erst um die letzte Jahrhundertwende im Bereich der neueren europäischen Literaturen etabliert. Aus all diesen Bereichen wird die Philologie gegenwärtig langsam, aber sicher verdrängt.

Im Falle der neueren Literaturwissenschaften ist die Geschichte oft genug erzählt worden³⁰ und dies, eher vereinzelt, aber mit gravierenden Auswirkungen, auch für die orientalische Philologie. Während ein politisches Projekt, egal welcher Art, – von der Fassung des Homer unter Peisistratos bis zu den philologischen Konflikten während des deutsch-französischen Krieges – für die Philologie relevant ist, wirkt sich Saids Nachweis einer schädlichen, kolonialen Epistemologie, die dem Orientalismus zu Grunde liege, lähmend aus. Die Demontage der Orientalistik hatte bereits in den 1950er Jahren begonnen, als die neue amerikanische Sicherheitsdoktrin begann, nicht-westliche Philologien zu Informationssystemen für den Geheimdienst auszubauen.³¹

Es sind jedoch nicht nur Finanzbeamte, postkoloniale Kritiker und föderale Bürokraten, die der Philologie Schaden zugefügt haben. Wir Philologen haben selbst daran mitgewirkt. Wir erliegen seit beinahe einem Jahrhundert der Selbsttrivialisierung, und wir haben spektakulär versagt, als es darum ging, unsere eigene Disziplinarität zu konzeptualisieren. Was empirische Wissenschaftler über uns sagen – »all dressed up and nowhere to go« –, schmerzt um einiges mehr als das, was wir über sie sagen: »lots of dates and nothing to wear.« Philologen verleugnen ausnahmslos, dass Theorie für sie von irgendeinem Interesse ist, obwohl ihre Praktiken natürlich jede Menge impliziter Theorie einbetten – wie beispielsweise Theorien über die Historizität von Bedeutung, die ihre Ursprünge im Deutschlands des frühen 19. Jahrhunderts haben (obwohl die Idee, wie wir gesehen haben, mindestens so alt ist wie Spinoza). Manche kürzlich unternommenen Versuche, die Philologie zu rekonzeptualisieren, haben nichts dergleichen bewirkt. Nehmen wir nur Paul de Mans seltsames Argument, das davon ausgeht, dass der »turn to theory« selbst gleichzeitig einen

»turn to philology« bedeutet. Philologie ist an dieser Stelle zu etwas zusammengeschrumpft, das selbst für jemanden, der sich selbst einen Philologen nennt, nicht mehr erkennbar ist; es ist »mere reading« vor jeder Theorie, Aufmerksamkeit für rhetorische Bedeutungstrategien anstatt für die Bedeutung selbst. Eine Rückkehr zu de Mans »Philologie« war eine Hinwendung zu einer Theorie der textuellen Autonomie, wobei der Text als losgelöst von seiner Ästhetik und seiner moralischen Dimension betrachtet wurde.³² So einflussreich es auch gewesen sein mag, macht das Argument die Disziplin bedeutungslos, indem es fälschlicherweise eines ihrer Instrumente privilegiert und dadurch zusammenhanglos und sich selbst widersprechend aufzeigt, wie viel theoretische Arbeit die wahre Philologie tatsächlich noch zu leisten hat.

Wenn wir überhaupt je über die disziplinäre Identität, Kohärenz und Notwendigkeit der Philologie diskutieren wollen, dann sollten wir dies jetzt tun, da die nationalen und regionalen Untermauerungen der Fremdsprachenabteilungen zunehmend anachronistisch scheinen, da die Komparatistik unter dem Gewicht ihrer Selbstkritik zerquetscht wird und die europäische Hegemonie mehr denn je in Frage steht; jetzt, da sich die Philologie in großen Teilen der Welt vom Aussterben bedroht sieht.

Offenbar müssen erfolgreiche Bewerber, um die Zulassung in die heiligen Hallen der Disziplinarität des 21. Jahrhunderts zu erhalten, gewisse Grundvoraussetzungen erfüllen, wenn sie sich als grundlegende Formen der Erkenntnis qualifizieren wollen. Drei dieser Grundvoraussetzungen sind historische Reflexion, Universalität sowie methodologischer und konzeptueller Pluralismus. Erstmals dürfen Disziplinen im 21. Jahrhundert nicht ihrer eigenen Historizität, Konstruiertheit und Veränderlichkeit arrogant und undifferenziert gegenüberstehen – dies ist eine epistemologische Notwendigkeit, keine moralische Präferenz. Des weiteren dürfen Disziplinen nicht weiter nur partikuläre Formen der Erkenntnis bieten, die unter der Maske der Wissenschaft als allgemeine bestehen; sie müssen vielmehr nach einer globalen und möglichst global vergleichbaren *episteme* streben. Schließlich muss die Kenntnis darüber, mit welchen Hilfsmitteln und nach welchen Kriterien Gelehrte in vergangenen Epochen ihre Behauptungen aufgestellt haben, ein Teil – nicht die Gesamtheit, aber ein Teil – unseres eigenen Verstehens davon sein, was Wahrheit ist und eine Schlüssel-dimension dessen, was wir unsere *Erkenntnispolitik* nennen könnten.

Vermutlich kann kein Anwärter auf die Eingliederung in die Reihe der Disziplinen diese historischen, globalen, methodologischen und konzeptuellen Anforderungen besser erfüllen als eine kritische – oder hermeneutische oder reflexive – Philologie. Es ist jedoch vernünftig, darüber nachzudenken, wie man ihre im Grunde verwandten Praktiken, die heute trotz des gemeinsamen Objekts der Analyse über die verschiedenen Bereiche aufgeteilt sind, zu einer institutionellen Konfiguration wiedervereinen kann, die neu und reflexiv, theorieorientiert und global vergleich-

30 Siehe Holquist, *Forgetting our Name, Remembering our Mother* (Anm. 8), und Guillory, *Literary Study and the Modern System of the Disciplines* (Anm. 13).

31 Vgl. Durton, *The Trick of Words* (Anm. 13), S. 117.

32 Vgl. Paul de Man, *The Return to Philology*, in: *The Resistance to Theory*, Minneapolis 1986, S. 23f.

bar ist.³³ Jegliche Rekonstruktion dieser Art setzt voraus, dass die konzeptuellen Probleme der Disziplinarität der Philologie erfolgreich thematisiert worden sind, was die Philologie dazu befähigen würde, theoretisch informierte, intellektuelle Praktiken hervorzubringen, die das Potential besitzen, neue, verallgemeinerbare Erkenntnisse höherer Ordnung zu generieren oder zumindest die von anderen Disziplinen generierten anzufechten. Es ist diese allgemeinere philologische Theorie, die ich im folgenden behandeln will. Tatsächlich hatte ich mit meinen Ausführungen, die über Foucault hinausgehen, die Absicht, nicht nur auf die Gründung eines Teils der europäischen Moderne im Asien der Frühmoderne, sondern auch auf die universelle Natur der Philologie selbst hinzuweisen, etwas, was nie registriert oder gar komparatistisch erforscht worden ist. Wenn wir eine wahrhaft globale Universität mit einem ausgearbeiteten Lehrplan anstreben, dann liegt die Kernaufgabe der Philologie in Zukunft darin, die Initiative zu ergreifen und im Interpretationsakt die Theorien, Methoden und Erkenntnisse der Gelehrten aus jeder Zeit und aus aller Welt wiederzuentdecken. Denn wir lernen umso mehr darüber, warum diese Disziplin so wichtig ist und wie man sie verbessern kann, je mehr wir sie pluralisieren und uns ansehen, wie andere es anders gemacht haben.

Der disziplinären Theorie der Philologie kritisch gegenüber steht, wie meine Definition derselben andeutet, die Textualität, mit der wir in Arbeiten in der ursprünglichen Sprache konfrontiert sind. Was umfasst dies eigentlich? Die Geschichte der Handschriftenkultur und das, was ich einst Handel mit Manuskripten genannt habe; deren Beziehung zur Druckkultur und zum Buchmarkt; die Logik der Textverbreitung; die Natur und die Funktion von Kommentaren und die Geschichte der Lesepraktiken, die die Kommentare offenlegen; die Ursprünge und die Entwicklungen regionaler Konzeptionen von Sprache, Bedeutung, Gattung und Diskurs; der Wettstreit zwischen lokalen und überregionalen Formen von Textualität und die Formen von soziotextuellen Gesellschaften sowie die zirkulären Sphären, die dadurch entstehen – all das und mehr, zusammengefasst in einer globalen Theorie des Textes und in ständiger Spannung mit den divergierenden, lokalen Praktiken, bilden einen Teil des Fundaments der voll ausgebildeten disziplinären Selbstkonzeption der Philologie.

Man darf nicht vergessen, dass diese Faktoren an Komplexität zunehmen, je weiter sie sich vom Leser entfernen. Diese Distanz zu Zeit und Raum ist der Grund dafür, dass die Philologie der historischen Sprachen eine Monopolstellung in der Disziplin eingenommen hat. Durch eine Art Vergrößerungseffekt wird der philologische Reflex in unserem methodologischen Bewusstsein immer präsenter, je größer die Distanz des Lesers zum Text und zu seiner Sprache ist, während er umgekehrt

33 Hierin gleicht sie nicht nur der Mathematik, sondern auch der Material-Culture Forschung. An meiner Universität ist die Archäologie in eine ganze Reihe von Abteilungen unterteilt: die Abteilung für Anthropologie, Kunstgeschichte, Altphilologie, Ostasiatische Sprachen und Kulturen, Sprachen und Kulturen des Nahen Ostens und Asiens, Denkmalschutz und das Center for Environmental Research and Conservation.

immer kleiner wird, je mehr die Distanz abnimmt. Die stillschweigende Philologie, die Nietzsche, »handle es sich nun um Bücher, um Zeitungs-Neuigkeiten, um Schicksale oder Wetter-Thatsachen«³⁴ am Werk sah, kommt uns nie ins Bewusstsein, es sein denn, es wurde uns beigebracht. Tatsächlich gedeiht die Philologie wie der Nationalismus im Exil; je weiter man zeitlich und räumlich von einer Sprache entfernt ist, desto intensiver ist die aktive, philologische Aufmerksamkeit – und umgekehrt. Daran liegt es, dass (räumlich betrachtet) persische Philologie ein indisches Phänomen ist, warum Valla sich (zeitlich betrachtet) nicht mit Italienisch, sondern mit Latein befasst hat, und warum Sanskrit – die ewige Sprache der Götter – die meistphilologisierte aller Sprachen der Erde ist. Ebenfalls grundlegend für die Theorie der Philologie ist das historische Verständnis, das durch den Text geschaffen wird. Die Bedeutung der Vergangenheit, die im Mittelpunkt der Auseinandersetzung zwischen Nietzsche und Wilamowitz steht, behält ihre zentrale Stellung in der Philologie bei und muss selbst zum Objekt philologischer Untersuchungen werden. Die Frage, inwiefern die Vergangenheit überhaupt noch eine Bedeutung hat, ist in der heutigen Welt nicht mehr sicher beantwortbar, was zum Niedergang der Philologie beigetragen hat. Und hier sehen wir uns mit einer Art hermeneutischem Zirkel konfrontiert: Haben wir erst durch das Philologiestudium den Zugang zu Texten der Vergangenheit erworben, dann können wir auch über den Nutzen solchen Wissens diskutieren. Wir würden uns jedoch nie bemühen, diese Mittel zu erlangen, wenn wir nicht vorher schon davon überzeugt wären, dass diese Art von Wissen über einen spezifischen Wert verfügt. Aus diesem Zirkel gibt es keinen einfachen Ausweg. Auseinandersetzungen über den Wert der Erinnerung können ohne weiteres durch Argumente über die Ethik des Vergessens relativiert werden. Der einzige zur Verfügung stehende Ausweg wird von jenen angeboten, die eine Art Pascalsche Wette abgeschlossen haben, für die der Wert des Wissens über die Vergangenheit darin liegt, dass man irgendwann einmal einen großen Gewinn daraus ziehen könnte. Was jedoch bedeutet eigentlich »das Wissen über die Vergangenheit« in der Philologie?

3. Die Philologie der Geschichte

Die Beziehung zwischen Philologie und Geschichte wird seit Generationen diskutiert und ich kann nichts grundsätzlich Neues zu dieser Diskussion beitragen. Jedoch will ich hier ein paar lose Fäden dieser Diskussion aufgreifen. Zu diesem Zweck zeige ich drei Bereiche der Geschichte, oder eher der Bedeutung in der Geschichte, auf, die für die Philologie einschlägig sind: Die textuelle und die kontextuelle Bedeutung sowie die Bedeutung des Philologen. Ich differenziere die ersten beiden durch eine nützliche, analytische Unterscheidung, die im Gedankengut des Sanskrit zwischen »paramartha sat« und »vyavaharika sat« getroffen wird – letztgültig und

34 Nietzsche, Der Antichrist, in: Werke. Kritische Gesamtausgabe, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Berlin 1969, Bd. 6/3, S. 233.

pragmatischer Wahrheit, vermutlich besser übersetzt mit Vicos ›verum‹ und ›certum‹ (die Unterscheidung, die Erich Auerbach einst als kopernikanische Wende in den Humanwissenschaften bezeichnete).³⁵ Der erste Punkt zielt auf die absolute Vernunftwahrheit, der letztere auf die Gewissheiten ab, die Menschen in bestimmten Stadien ihrer eigenen Geschichte haben und die die Grundlagen für ihre Überzeugungen und Handlungen bilden. Vico verlagerte den Ersteren in die Sphäre der Philosophie und den Letzteren in die Sphäre der Philologie. Jedoch bleiben ›verum‹ oder ›paramartha sat‹ entscheidend für die Philologie, egal welche Bedeutung wir, und nicht zu Unrecht, dem ›certum‹ und ›vyavaharika sat‹ beimessen. Und für ihren Teil trägt die Wahrheit des Philologen, indem sie kritisch die Historizität des Textes und seiner Rezeption abwägt, die entscheidende Dimension zu der dem Philologen eigenen Historizität bei.

1. Textuelle Bedeutung (›paramartha sat‹ / ›verum‹)

Menschen lügen oft, sagt Kumarila Bhatta, der große indische Hermeneutiker, und Texte tun dasselbe.³⁶ Es mag nicht sehr populär sein, wenn man dies heutzutage sagt, aber die Lügen und Wahrheiten von Texten müssen in Zukunft eines der wichtigsten Objekte der Philologie bleiben. Ein wohlbekannter Wendepunkt in der frühneuzeitlichen Geschichte der europäischen Philologie war die ›Declamatio‹ auf die konstantinische Schenkung, als Valla eine neue historische Semantik und ähnliche analytische Techniken verwendete, um zu beweisen, dass die Verordnung Kaiser Konstantins, die zukünftigen Päpsten gewissermaßen das Recht garantierte, säkulare Herrscher im Westen zu ernennen, eine Fälschung aus dem 8. Jahrhundert war. Valla, ein Historist *avant la lettre*, hatte ein gutes Gespür für die Art von Latein, das zu der Zeit von Laktanz geschrieben wurde, und diese entsprach nicht dem Latein der Schenkung.³⁷

Die Verbesserung der Welt durch die textkritische Elimination von Lügen und Fälschungen ist ein Impuls, der mit dem heldenhaften Zeitalter der positivistischen Philologie assoziiert wird. Es beginnt mit Joseph Justus Scaliger, der im späten 16. Jahrhundert behauptete, alle religiöse Zwietracht entstehe aus der Unkenntnis

35 Der Unterschied zwischen »wahrer« oder echter Bedeutung (die einem Text innewohnt) und der »Wahrheit der Tatsachen« ist bereits bei Spinoza zu finden. In letzterer schloss er die Wahrheit der Rezeptionstradition mit ein, was Israel als die »Dogmen und allgemein akzeptierten Meinungen von Gläubigen« beschreibt; vgl. Jonathan Israel, Introduction to Spinoza, Theological-Political Treatise, übers. von Michael Silverthorne und Jonathan Israel, hg. von Jonathan Israel, Cambridge 2007, S. xi.

36 Vgl. Kumarila Bhatta, Tantravartika, in Mimamsadarsanam, hg. von K. V. Abhyankar, 7 Bände, Pune 1970-76, Bd. 2, S. 170: na ca pumvacanam sarvam satyatvenāvagamya. vāg iha śrūyate yasmāt prāyāḍ anṛtavādīnī.

37 Vgl. Salvatore I. Camporeale, Lorenzo Valla's Oratio on the Pseudo-Donation of Constantine. Dissent and Innovation in Early Renaissance Humanism, in: Journal of the History of Ideas 57, Januar 1996, S. 14f.

der Grammatik.³⁸ Sanskrit-Studenten im Grundstudium wissen, oder wussten früher, dass nach Friedrich Max Müller eine Strophe eines vedischen Bestattungsliedes, die das Verbrennen von Witwen sanktioniert, absichtlich von einer skrupellosen Priesterschaft gefälscht wurde und dass eine fehlerhafte Version davon direkt verantwortlich für die Opferung von tausenden unschuldigen Leben war.³⁹ Müller hatte die Absicht, durch die Wiederherstellung des Textes diese Praktik zu beenden. Auch in unserem Zeitalter hält dieser Impuls noch an. Der Autor, der unter dem Pseudonym »Christoph Luxenberg« bekannt ist, hat versucht zu beweisen, dass die älteste linguistische Schicht des Koran nicht in Arabisch, sondern in Syrisch verfasst wurde, und dass diese Hypothese es ermöglicht, viele textuelle Knoten aufzulösen, nicht zuletzt die Passage, die sich auf die 72 Jungfrauen bezieht, die Märtyrern im Himmel versprochen sind; als Syrisch gelesen werden diese zu 72 seltenen, weißen Früchten: »Wir werden es ihnen unter weißen, kristall(klaren) (Weintrauben) behaglich machen.«⁴⁰

Wir sollten jedoch nicht das Kind der textuellen Wahrheit mit dem Bade des Orientalismus der Vergangenheit und der Gegenwart ausschütten. Hat Bhavabhuti, der große Dramatiker des Sanskrit, geschrieben, dass Ramas junge Braut zurück-erinnert die Begierde seiner ›Gliedermaßen‹ (aṅgānām) erweckte – oder die der ›Königinnenmütter‹ (ambānām)? War Shakespeares Fleisch zu ›solid‹ oder zu ›sullied‹, Melvilles Fisch ›soiled‹ oder ›coiled‹? Solche Dinge sind wichtig, wenn *irgendetwas* Textuelles wichtig ist. Man kann sicher sein, dass der Autor manchmal beides geschrieben haben mag (Bhavabhuti scheint eine zweite Ausgabe einiger seiner Stücke geplant zu haben, die minimale Variationen enthalten) oder zumindest beides im Sinn gehabt hat (›solid‹/›sullied‹ könnten gleichlautende oder zweideutige Worte im Englisch Shakespeares gewesen sein). Zusätzlich ist das, was man in früheren Zeiten als textuell übertragbare Krankheiten bezeichnet hätte, heute in einer Welt, die sich vor Texten fürchtet, eine gefeierte Freizügigkeit geworden, *l'excès joyeux*, wie Bernard Cerquiglini es nennt, wo das Original sich als nichts anderes als die Summe der Varianten herausstellt.⁴¹ Aber Variationen sind natürlich selbst variabel – einige Manuskripttraditionen in Indien zum Beispiel zeigen keine nennenswerte »Textverschiebung«, wohingegen Variationen erst mit dem Beginn des Drucks auftreten⁴² –, so dass wir verschiedene editorische Zugriffe für verschiedene historische Gegebenheiten benötigen dürften. Der ausschlaggebende Punkt ist hier, dass Variation selbst

38 Zitiert in J. H. Groth, Wilamowitz-Moellendorff on Nietzsche's Birth of Tragedy, Journal of the History of Ideas 11, April 1950, S. 188.

39 Vgl. Charles Rockwell Lanman, A Sanskrit Reader. Text and Vocabulary and Notes, Boston 1912, S. 382f.

40 Christoph Luxenberg, Die Syro-Aramäische Lesart des Koran. Ein Beitrag zur Entschlüsselung der Koransprache, Berlin 2000, S. 226.

41 Siehe Bernard Cerquiglini, Éloge de la variante. Histoire critique de la philologie, Paris 1989, S. 55-69. Siehe auch Jerome J. McGann, The Textual Condition, Princeton 1991.

42 Siehe Sheldon Pollock, Literary Culture and Manuscript Culture in Precolonial India, in: Literary Cultures and the Material Book, hg. von Simon Eliot, Andrew Nash und Ian Willison, London 2007, S. 77-94.

immer noch textuelle Realität ist, und es ist die Aufgabe der Philologie, diese einzufangen, auch und gerade, wenn es eine plurale und keine singuläre Realität ist.

Die Suche nach dieser Art von Wahrheit funktioniert nicht nur für individuelle Lexeme, sondern auf jeder Ebene der philologischen Untersuchung, und tatsächlich funktioniert sie universal. Indische Gelehrte sprachen bereits im 10. Jahrhundert von Lektüren oder Passagen, die »korrekt« (oder »besser«), »autoritativ«, »falsch«, »unwahr«, »korrupt«, »unmetrisch«, »altertümlich«, »eingeschoben« – und zu guter Letzt »schöner« sind.⁴³ Wie Valla haben Befürworter der neuen erfahrungsbasierten Forschung im China des 18. Jahrhunderts versucht, die Unechtheit von Texten zu beweisen, die bisher als klassische betrachtet wurden. Als Yan Roju im späten 17. Jahrhundert in seinem Werk zur Analyse alter Urkunden bewies, dass einige Kapitel in den sogenannten Fünf Klassikern nachträglich hinzugefügt wurden, war seine Antwort an aufgebrachte Traditionalisten: »Welche Klassiker? Welche Geschichten? Welche Kommentare? Ich beschäftige mich nur mit dem, was wahr ist. Wenn der Klassiker wahr ist und die Geschichte und die Kommentare falsch, dann ist es erlaubt, denn Klassiker zu benutzen, um die Geschichte und die Kommentare zu korrigieren. Wenn die Geschichte und die Kommentare jedoch wahr sind und der Klassiker falsch, kann es dann nicht erlaubt sein, die Geschichte und die Kommentare zu benutzen, um den Klassiker zu korrigieren?«⁴⁴ Ähnlich lautet die hermeneutische Theorie des frühmodernen Indien über Wörter, die sich zwar im vedischen Korpus finden, aber nicht Teil des Lexikons der vedischen Sprache sind. Diese Theorie beinhaltet, dass die einzigen zuverlässigen Übersetzer Mitglieder der nicht vedischsprachigen Gemeinde waren, von denen diese Worte stammen, und weist auf eine viel größere Varietät hin: Die Wahrheit eines Textes – selbst eines heiligen Textes – kann nicht das sein, was auch immer irgendeine Gemeinschaft von Übersetzern als solche – Humpty-Dumpty-artig – ausgibt.⁴⁵ Oder besser: Diese interpretativen Entscheidungen sind auch ein Teil dessen, was die Philologie zu verstehen versucht – entgegen dem »dogmatischen Pluralismus«, der die Verteidigung einer kritischen Position über Bedeutung so gut wie bedeutungslos macht.⁴⁶ Um dieses Argument allgemeiner zu formulieren: Während die Wissenschaftlichkeit philologischer Forschung nicht in einem Dunst der Foucaultschen Diskussion über Diskursmacht verschwinden darf, ist letztere sehr wohl wichtig, und diese historisch zu verstehen, ist tatsächlich die Fortsetzung vorhergehender philologischer Schritte.

43 Die Sanskrit-Ausdrücke lauten jeweils *sādhū* / *yukta* / *samīcina* / *samyak*, oder *sādhīyān* / *yuktatara pāṭha*; *prāmānika pāṭha*; *ayukta pāṭha* oder *apapāṭha*; *prāmānika pāṭha*; *duṣṭa pāṭha*; *asambaddha pāṭha*; *arṣa* / *prācina pāṭha*; *prakṣipta śloka*; *sundara pāṭha*.

44 Zitiert in Benjamin Elman, *From Philosophy to Philology: Intellectual and Social Aspects of Change in Late Imperial China*, 2. Auflage, Los Angeles 2001, S. 33.

45 Siehe Sheldon Pollock, *The Languages of Science in Early-Modern India*, in: *Expanding and Merging Horizons. Contributions to South Asian and Cross-Cultural Studies in Commemoration of Wilhelm Halbfass*, hg. von Karin Preisendanz, Wien 2007, S. 203–221.

46 Vgl. Jean Bollack, *Sinn wider Sinn. Wie liest man?*, Göttingen 2003.

2. Kontextuelle Bedeutung (*certum* / *vyavaharika*)

Was hier Vorrang hat, ist das »seeing things their way«, wie Quentin Skinner es ausgedrückt hat – das bedeutet die Bedeutung eines Textes für die historischen Akteure.⁴⁷ Warum spätere Gelehrte der indischen Jurisprudenz (so wie Raghunandana im 16. Jahrhundert) die vedischen Bestattungshymnen falsch gedeutet haben und deshalb die Witwenverbrennung sanktioniert haben oder warum islamische Kommentatoren die syrische (oder arabische) Phrase als Andeutung auf 72 *Jungfrauen* verstanden haben und was diese Übersetzung über die Zeit für die Gemeinschaft der Gläubigen bedeutet hat, all das sind Wahrheiten, die ebenso wichtig sind wie die Wahrheit der positivistischen Philologie. Es handelt sich um das, was wir »vernacular mediations« nennen könnten, konkurrierende Ansprüche auf Textwissen und überliefertes Weltwissen, und sie müssen in der kritischen Philologie eine Schlüsselrolle spielen. Solche Behauptungen werden ganz offensichtlich in traditionellen Kommentaren aufgestellt, obwohl sie kulturelle Praktiken deutlicher durchziehen.

Die Stellung traditioneller Kommentare in der zeitgenössischen philologischen Ausbildung zeigt einen der wichtigsten Fehler auf, die in diesem Bereich gemacht wurden. Mein eigenes Grundstudium war charakterisiert durch harten Wilamowitzschen Historismus; wir haben nie die alexandrinischen Kommentare zu Homer gelesen, und ich wusste in der Tat nicht einmal, dass solche Kommentare zu Plato existierten (ich stolperte über sie in der Hermann-Wohlrab-Ausgabe von 1886). Wie unterschiedlich meine erste Erfahrung mit dem Lesen von Vergil gewesen wäre, wenn ich ihn durch Donatus-Servius gelesen hätte anstatt durch Conington-Nettle-ship! Obwohl mein eigener Sanskrit-Lehrplan offener für solche »vernacular mediations« war, hat die Indologie im Ganzen seit der Zeit von W. D. Whitney dazu tendiert, solche unkonventionellen Lesepraktiken als irrelevant abzutun.⁴⁸

Es liegen jedoch in der Aufmerksamkeit der Philologie für »vernacular mediations« auch fundamentale Elemente des Historizismus, die Nachteile mit sich bringen. Eines davon ist paradox und hebt sich beinahe, wenn auch nicht vollständig, selbst auf. Obwohl sich Traditionen durch »mediations« dieser Art selbst reproduzieren, ist der Historismus, um den es geht, von einer Art, die antike oder mittelalterliche Traditionen nie praktiziert oder überhaupt selber konzeptualisiert haben, da diese Art zu denken eine Erfindung der frühmodernen wissenschaftlichen Revolutionen ist. Dennoch wäre es übertrieben, den Historismus ganz abzuschreiben, weil er nicht mit traditionellen Formen des Wissens übereinstimmt; es wäre, als würde man die heliozentrische Theorie zugunsten kreationistischer Spekulation aufgeben. Wenn man es aber mit dem Historismus zu weit treibt, kann er die Ideologie der einen und einzigen Bedeutung unterstreichen; eine Textfassung wird bis zur vollständigen Missachtung der Pluralität textueller Bedeutung fetischisiert.

47 Quentin Skinner, *Regarding Method*, Band 1 der *Visions of Politics*, Cambridge 2002, S. 1.

48 Vgl. William Dwight Whitney, *On Recent Studies in Hindu Grammar*, in: *Journal of the American Oriental Society* 16, 1896, S. xviii.

Für manche theoretische Arbeiten der letzten Zeit wie die Jean Bollacks ist die Pluralität von Bedeutungen, welche die Geschichte freisetzt, ein methodologischer *point d'appui* geworden.

Skinner's Formel – »seeing things their way« – hat sogar noch größere Auswirkungen für die konzeptuelle Erneuerung. Mit Bedacht und Reflexivität angewandt können uns textuelle und kontextuelle Wahrheit dabei helfen, nicht nur Dimensionen geteilter Humanität, sondern auch die verdeckte und den produktiven Prozess störende Andersartigkeit des nicht-kapitalistischen Nichtwestens wiederzuerlangen. Solche Andersartigkeit darf nicht nur erdacht sein; sie muss mühselig aus den Tiefen ihrer textuellen Vergangenheit exhumiert werden. Wenn Immanuel Wallerstein und seine Koautoren von »Open the Social Science« auf eine Mahayana-Theorie der politischen Macht hinweisen, die die Omnipräsens der westlichen Machtlogik widerlegt, fantasieren sie; eine solche Theorie existiert nicht.⁴⁹ Jedoch ist hier der Impuls richtig, und den Autoren ist mit der zutiefst textuellen Vorstellung von multiplen Avataren einer Gottheit gedient – als einer Möglichkeit, den alten westlichen Universalismus durch einen neuen »pluralistischen Universalismus« zu ersetzen.⁵⁰ Radikal verschiedene, sogar kontraintuitive »maps of culture« und »maps of power« sind aus der Vergangenheit für die Philologen zugänglich; ich selbst habe versucht, zwei Beispiele aus dem frühen Indien zu rekonstruieren: auf der einen Seite ein zwangloser Cosmopolitanismus, der nichts von der tyrannischen Gleichmacherei wusste, und koexistent damit eine freiwillige »vernacularity«, die außerhalb ethnischer Zwänge stand.⁵¹ Die Entdeckung dieses Bereiches der Philologie bedeutet außerdem die Entdeckung eines wichtigen Wegs, der aus der Sackgasse der Area Studies herausführt, die Sprachdaten als bloßes Rohmaterial für die westliche Theorieindustrie begreifen. Meinen ersten beiden Ansätzen, dem textuellen und dem kontextuellen, könnte man vorwerfen, lediglich ein Update zum alten *Methodenstreit* des deutschen 19. Jahrhunderts zu liefern, in dem sich *Wortphilologie* (größtenteils textkritisch, assoziiert mit Hermann) und *Sachphilologie* (größtenteils ideen- und sozialhistorisch, assoziiert mit Boeckh) gegenüberstanden.⁵² Aber tatsächlich wird diese Kontroverse selbst falsch formuliert. Als allgemeine Tendenzen betrachtet scheinen Wortphilologie und Sachphilologie zu behaupten, die Philologie sei im einen Fall eine notwendige und hinreichende Bedingung der Erkenntnis und im anderen Fall weder eine hinreichende noch eine notwendige. Im Unterschied zu diesen beiden möchte ich darauf bestehen, dass Philologie, zumindest so, wie sie gewöhnlich definiert wird,

immer notwendig, aber nie hinreichend ist. Ein Teil ihrer Unzulänglichkeit kann nur dadurch kompensiert werden, dass man sich wie beschrieben der kontextuellen Bedeutung zuwendet. Der andere Teil, der ebenso wichtig ist, erfordert es, die Bedeutung des Philologen selbst in den philologischen Gegenstand einzubeziehen.

3. Die Bedeutung des Philologen

Der schwierigste Teil historischer Bedeutung ist für den künftigen Philologen seine jeweils eigene. Meiner Meinung nach hat die philosophische Hermeneutik unangreifbare Argumente für deren Relevanz geliefert. Unsere eigene Historizität ist maßgeblich von unserer Einsicht in dieselbe bestimmt. Der hermeneutische Zirkel muss hier kein Teufelskreis sein, wir können uns zwischen Vorurteil und Text hin- und herbewegen, um wahres historisches Verständnis zu erlangen. Es mag durchaus stimmen, dass ein metaphysischer Rest im Historismus spukt, wenn man bedenkt, dass unser Glaube an die Gewinnung historischen Wissens die Löschung unseres eigenen historischen Seins voraussetzt. Auf irgendeine Art gehen wir davon aus, dass wir unserem eigenen Moment entfliehen können, indem wir andere historische Momente einfangen, und wir erheben das Wissen, das wir dabei erlangen, nicht selten zur bedingungslosen Wahrheit.⁵³ Dieser Spuk kann jedoch gebannt werden. Wir können uns durch den philologischen Akt nicht selbst auslöschen, und wir sollten es nicht zulassen, dass sich nicht existente Räume öffnen, die sich zwischen unserem Leben und der leblosen Vergangenheit befinden und in denen unreflektierter Historismus die Interpretation in eine Falle führt. Texte können *nicht* auf unser Leben angewandt, aktiv akzeptiert oder abgelehnt werden. Der Gegensatz zwischen Philologie und dem Austausch zwischen Leser und Text führt in die Irre.⁵⁴ Noch unvernünftiger ist es, die Existenz eines Textes als vorrangig vor der Bedeutung, die er erzeugt, zu postulieren, wie de Man es versuchte, als er das, was er »Philologie« nannte, über Literaturwissenschaft und klassische Studien hinaustreiben wollte. Was für eine Art der Existenz besitzt ein Text für uns, wenn er keine Bedeutung besitzt, wenn er nichts für uns bedeutet? Sogar noch dümmere ist es, die Philologie zu verteidigen, indem man ihre angenommene Unhinterfragbarkeit feiert.⁵⁵

Gadamer – und hierin liegt für mich sein unerwartet radikales Potential – hatte deshalb Recht, die Rolle des hermeneutischen Vorgangs der *applicatio* zu betonen. Am deutlichsten sieht man die *applicatio* im Falle von Gesetzen, heiligen Texten und Kunstwerken. Solche Texte existieren nicht nur, um historisch verstanden zu werden; sie existieren, um für uns Gültigkeit zu erlangen – nicht in einem »autoritati-

49 Immanuel Wallerstein u.a., *Open the Social Sciences. Report of the Gulbenkian Commission on the Restructuring of the Social Sciences*, Stanford 1996, S. 56f.

50 Michael Burawoy, *Provincializing the Social Sciences*, in: *The Politics of Method in the Human Sciences. Positivism and its Epistemological Others*, Durham 2005, S. 509.

51 Siehe Sheldon Pollock, *The Language of the Gods* (Anm. 20), S. 567-74.

52 Siehe Wilfried Nippel, *Philologenstreit und Schulpolitik. Zur Kontroverse zwischen Gottfried Hermann und August Böckh*, in: *Geschichtsdiskurs. Band 3 in: Die Epoche der Historisierung*, hg. von Wolfgang Küttler, Jörn Rüsen und Ernst Schulin, Frankfurt am Main 1997, S. 244-53.

53 Siehe Jean Grondin, *Introduction to Philosophical Hermeneutics*, übers. von Joel Weinsheimer, New Haven 1994, S. 11, S. 111.

54 Geoffrey Galt Harpham, *Returning to Philology. The Past and Future of Literary Study*, in: *New Prospects in Literary Research*, hg. von Koen Hilberdink, Amsterdam 2005, S. 23.

55 Vgl. Lee Patterson, *The Return to Philology*, in: *The Past and Future of Medieval Studies*, hg. von John Van Engen, South Bend 1994, S. 239.

ven« Sinne, wie Gadamer es beabsichtigte, sondern in einem nützlichen – indem sie interpretiert werden. Die Bedeutung solcher Texte zu entdecken und zu begreifen, wie man sie in speziellen rechtlichen oder religiösen Situationen anwenden kann – oder auch nur an ein Kunstwerk zu denken, das in einer Beziehung zum eigenen Leben steht: Dies sind keine separaten Aktivitäten, sondern ein zusammenhängender Prozess. Historische Objekte der Untersuchung existieren demzufolge nicht als natürliche Formen, sondern gehen aus unserem gegenwärtigen Interesse hervor.

Eine wahrhaft kritische Philologie muss die Anforderungen anerkennen, die die Vergangenheit an uns stellt, der wir uns hierbei annehmen. Aber sie muss dies mit Selbstbewusstsein tun. Das ist der Punkt, an dem Pierre Bourdieus Nachtrag zu Gadamer ins Spiel kommt. Eine doppelte Historisierung wird benötigt, die des Textes und die des Philologen – und wir Philologen historisieren uns selbst so selten, wie sich Ärzte selbst heilen. Aus dieser Perspektive sind Historismus und Humanismus weit davon entfernt, sich gegenseitig auszuschließen, wie sie es nach Wilamowitz und Nietzsche tun würden. Vielmehr sind sie komplementär, begründen sich sogar gegenseitig.

Es gibt folglich keinen inhärenten Widerspruch zwischen historischer Wahrheit und Anwendung, ebenso wenig zwischen *paramartha sat* und *vyavaharika sat*, zwischen *verum* und *certum*. Es ist an der Zeit, dass wir uns zwei Dinge klar machen: Historische Erkenntnis steht weder in irgendeiner Art von Widerspruch zu Wahrheit noch bedarf sie unserer Unbefangenheit; und: Objektivität bringt keine Neutralität mit sich.⁵⁶

4. Die Philologie der Politik

Dieses Plädoyer zur Rehabilitation der Philologie als einer Disziplin innerhalb des Systems der heutigen Universität hat die systemischen Vorgaben zunächst einmal unangefochten hingenommen. Vielleicht wäre es besser gewesen, stattdessen die schockierende Ökonomisierung der heutigen Konsumentenuniversität anzuprangern,⁵⁷ den zunehmend absurden Kult der akademischen Originalität, die Anpassung der Lehre und die Kapitulation vor den Erfordernissen des Marktes. Studenten beizubringen, wie sie bessere Leser von Texten werden, geschweige denn bessere Leser des Lebens, scheint das letzte zu sein, was man uns »verstaubten Philologen« zutraut.

Die Frage, mit der wir uns hier konfrontiert sehen – wie man den Text, die Welt und die philologische Kritik verbindet – bringt uns zum verstorbenen Edward Said,

56 Zum rationalistischen Historizismus (oder historizistischen Rationalismus) vgl. Pierre Bourdieu, *Science of Science and Reflexivity*, übers. von Richard Nice, Chicago 2004, S. 2 und 71-84; zu Objektivität und Neutralität siehe Thomas L. Haskell, *Objectivity Is Not Neutrality. Explanatory Schemes in History*, Baltimore 1998.

57 Malcolm Gladwell, *Getting In. The Social Logic of Ivy League Admissions*, in: *The New Yorker*, 10. Oktober 2005, www.newyorker.com/archive/2005/10/10/051010crat_atlarge?currentPage_5.

der einen seiner letzten Essays tatsächlich »The Return to Philology« betitelt (der dritte nach de Man und Patterson). Said war einer der wenigen Gelehrten dieser theoretischen Prägung, der sich überhaupt Gedanken über die Philologie machte. Jedoch tat er dies eher durch nostalgische Beschwörung des kanonischen, romanistischen Dreigestirns des 20. Jahrhunderts (Auerbach, Curtius, Spitzer, ein sehr schlecht gewähltes Dreigestirn übrigens) als durch seine eigene Praxis. Er definiert Philologie vereinfachend mit de Man als »close reading« oder genauer (obwohl er hier in fundamentalem Widerspruch zu de Man steht) als strikte Suche nach Bedeutung, während er die Sprache, die Textualität, die »vernacular mediations« ignoriert. Durch die Anerkennung seiner eigenen sprachlichen Grenzen erprobte er seine Philologie an sehr wenigen nicht-englischen und keinen nicht-westlichen (beispielsweise arabischen) Texten, sondern hielt sich größtenteils an Austen, Conrad, Kipling und andere aus dem modernen englischen Kanon.⁵⁸ Was die *applicatio* betrifft, die sich aus dem philologischen Engagement heraus hätte entwickeln können, erklärte er in »The Return to Philology«, dass das »Verstehen« von Literatur und politisches »Engagement« Dinge wären, die er getrennt voneinander betreibe. Wenn diese Aussage auf die oberflächliche Gegenüberstellung von Wissenschaft und politischem Engagement hinausläuft, so untergräbt Said dies später in einem Essay, in dem er sich als einen »non-humanist humanist« bezeichnet, der darauf bestehe, es sei eine Aufhebung intellektueller Prinzipien, sich gegen die Dramen der Gegenwart abzuschotten.⁵⁹ Bei aller Leistung, die man seiner Studie zum »Orientalism« zugestehen muss, war es eine ihrer zutiefst schädlichen Folgen, wenn auch völlig unbeabsichtigt, dass sie eine ganze Generation von Studenten von genau der Art von philologischem Engagement abgebracht hat, die Said am Ende seines Lebens zurückbringen wollte. Was nützt es schließlich, arabische oder persische oder Sanskrit-Philologie zu lernen, sich tiefgehend mit diesen Sprachen und ihren textuellen Welten zu beschäftigen, wenn Wissen über den Nicht-Westen immer bereits kolonialisiert ist? So lässt sich die selbstlähmende Haltung vieler Post-Orientalisten begreifen und ich weiß nicht, ob der Autor von »Orientalism« je versucht hat, die Absurditäten und den Missbrauch, denen diese Theorie den Weg bereitete, einzuschränken. Wenn ich hier auf Sids Rückkehr zur Philologie zu sprechen komme, dann geht es mir nicht um die Politik seiner Philologie, sondern um die Philologie seiner Politik. Sids wichtigster Beitrag mag nicht so sehr darin liegen, dass er uns beigebracht hat, Literatur politisch zu lesen – letzten Endes war das Verhältnis von Imperialismus und Literatur ein gut gepflegter Acker, lange bevor Said an diesem Schauplatz auftauchte – sondern stattdessen Politik philologisch zu lesen, indem er uns zeigt, wie ein Text über ein politisches Problem historisch überliefert, rekonstruiert, rezipiert und falsifiziert werden kann. In der Tat war Said hier nicht der Einzige. Genauso verstand Nietzsche in seinen besten Momenten das philologische Anliegen. Es ist »die Kunst, gut zu lesen,

58 Vgl. Edward W. Said, *Beginnings. Intention and Method*, New York 1975, S. 7f.

59 Edward W. Said, *The Return to Philology, Humanism and Democratic Criticism*, New York 2004, S. 62, 77f.

[...] – Thatsachen ablesen [zu] können, ohne sie durch Interpretation zu fälschen, ohne im Verlangen nach Verständniss die Vorsicht, die Geduld, die Feinheit zu verlieren.⁶⁰ Man könnte anführen, dass auch Vicos gesamter Versuch, die Philosophie mit der Philologie zu versöhnen, im Dienste der universalen Gerechtigkeit stand, so wie Spinozas biblische Philologie des ›Tractatus‹ im Dienste der demokratischen Theorie stand. Said mag sich nie eingehend mit solcher Philologie der Politik beschäftigt haben, aber es ist etwas, das sich leicht aus seiner Praxis herauslesen lässt und sich genau genommen als Bestimmung der drei Prinzipien lesen lässt, die ich soeben erläutert habe: Kapitulierte nicht in unkritischer Akzeptanz vor anderen, scheint er uns gesagt zu haben, sondern fordere stattdessen Wahrheit und fordere sie heraus, denn Wahrheit gibt es. Versuche gleichzeitig so konsequent, wie du kannst, die Dinge mit ihren Augen zu sehen, lass zu, dass sich deine Ansichten verändern, suche nach gemeinsam nutzbaren Interpretationen, zeige anderen die Gastlichkeit des gegenseitigen Verständnisses. Und zu guter Letzt reflektiere darüber, dass deine Historizität deine Interpretationen formt und dass Probleme anderer dein eigenes Dasein berühren und für dein Leben eine Bedeutung haben; sei entschieden objektiv, aber leidenschaftlich unneutral.⁶¹

Dies scheinen mir lernenswerte Lektionen zu sein, zumal sie auf ihre Art bei den frühmodernen Denkern wie Spinoza, Melputtur Narayana Bhatta und Yan Roju bereits bekannt waren. Und dies sind Lektionen, zu deren Lehre die kritische Philologie wie keine andere qualifiziert ist.

Übersetzt von Lena Kühn.

(Prof. Dr. Sheldon Pollock, Department of Asian Languages and Cultures, Columbia University, 401 Knox Hall MC9628, 606 West 122nd Street, New York, NY 10027, USA; E-Mail: sp2356@columbia.edu)

60 Nietzsche, Der Antichrist (Anm. 34), S. 233.

61 Edward W. Said, Einleitung zu Auerbach, Mimesis, S. xiv, ausgearbeitet in: Edward W. Said, A Window on the World, in: The Guardian, 2 August 2003, www.guardian.co.uk/books/2003/aug/02/al-qaida.highereducation. Siehe auch Nietzsche, Der Antichrist (Anm. 34); dieser Text von 1888 (veröffentlicht 1895) scheint mir bei weitem repräsentativer für Nietzsches Ansichten über die Philologie als ›Wir Philologen‹ (1873-75).

Michael Lackner

Der Edle als Philologe. Bemerkungen zu Emotionalität und Subjektivität in den Traditionen der literarischen Kritik Chinas¹

1. Das Feld

Philologie im traditionellen China befaßte sich inhaltlich mit den kanonischen Schriften (diese wichtigste staatstragende Variante ist, wenn überhaupt, mit der theologischen Philologie des Westens vergleichbar), der Geschichtsschreibung und der Schönen Literatur. Die formalen Genres sind der Kommentar (in verschiedenen, noch genauer zu definierenden Ausprägungen), die Klassifikationen in Abhandlungen, Anthologien (die erste von Zhi Yu, gest. 311) und Enzyklopädien, Reimklassifikationen und Werke in der Art von »Pinseleisen«.

2. Die Fröhliche Wissenschaft

Mit Ausnahme der kanonischen Schrift ›Shijing‹ (Buch der Lieder) zählen Gedichte und literarische Prosa zu den eher weniger seriösen Formen der Befassung mit Texten, obwohl der fundamentale aus der Exegese des ›Shijing‹ abgeleitete Anspruch, Dichtung müsse Ausdruck von Emotionen sein, auch auf Poesie im allgemeinen abstrahlt (Lu Ji, 261-303: Inspiration ist die Quelle, gutes Schrifttum birgt Geheimnisse, die sich einer Beschreibung durch Worte entziehen²).

Schon früh setzt sich die »seriösen« Gegenständen gewidmete Philologie von ihrem »unseriösen« Pendant ab (oder umgekehrt?): Die Anthologie ›Wenxuan‹ (entstanden 526-531) nimmt die kanonischen Schriften des Konfuzianismus nicht auf, weil sie »zu erhaben« seien. Auch Liu Xie, der Verfasser der Poetik ›Wenxin diaolong‹ (500), gesteht der Klassikerexegese, wenn auch in anderer Form, eine Priorität zu. Im Alter von 30 Jahren hatte er eine Vision von Konfuzius, die ihn zum »Konfuzianer« bekehrte. »Da jedoch der beste Weg dorthin«, die Kommentierung der klassischen Schriften, »bereits durch so große Exegeten [...] vorbildlich begangen worden sei, wolle er mit Literaturkritik einen anderen Weg einschlagen.«³

Die erste ausschließlich der Lyrik gewidmete Poetik entsteht zwischen 513 und 517: Das ›Shipin‹ (»Rangklassen der Dichtung«) greift auf eine mehr als 200 Jahre zuvor entstandene Praxis von Gelehrten zurück, die in einer Zeit der völligen Korruption des Kaiserhauses den Aussteiger, den Dumont'schen *renonçant* mimen wollten, was ihnen jedoch aufgrund ihres Bildungshintergrundes zumeist nicht gelang – zu Eremiten wurden die wenigsten; sie verteilten stattdessen anhand unkon-

1 Diskussionsvorlage für Christoph Königs Workshop ›Theorie philologischer Praxis‹, 10.-13. Mai 2009, im Wissenschaftskolleg zu Berlin (vgl. S. 125-129 in diesem Heft).

2 Vgl. Reinhard Emmerich, Chinesische Literaturgeschichte, Stuttgart 2004, S. 113.

3 Ebd., S. 129.